

1. Menschen in Bewegung

Formate biographischer Arrangements in der Postmoderne oder:

Warum sich die „GastarbeiterInnen“-Generation prinzipiell nicht von den Alteingesessenen unterscheidet

Wolf-Dietrich Bukow

Immer wieder trifft man auf die Behauptung, dass MigrantInnenmilieus ein Problem für das urbane Zusammenleben darstellen. Es wird gesagt, diese Menschen lebten in besonderen Milieus, hätten sich aus der Gesellschaft aus- bzw. gar nicht erst in sie eingeklinkt und sich eine eigene Welt geschaffen. Sie seien deshalb nur schwer zu integrieren und blieben in den Städten Fremdkörper. Besonders typisch dafür sei die aus der Türkei stammende „GastarbeiterInnen“-Generation.

Wenn man sich mit dieser Position aus sozialwissenschaftlicher Sicht befasst, wird man sehr schnell feststellen, dass zunächst einmal das Leben in besonderen Milieus für moderne Stadtgesellschaften weltweit längst typisch ist. Auch in Deutschland lebt man heute gerne in seinem Milieu. Sicherlich, bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts war das noch deutlich anders. Da war man in seiner Familie mit der Verwandtschaft und darüber hinaus in seiner sozialen Klasse verankert. Man orientierte sich ganz überwiegend traditionell an einem überkommenen lokal fixierten Kosmos. Seitdem haben sich die Dinge beachtlich verändert. Nach den Migrationsbewegungen im Anschluss an den zweiten Weltkrieg, die die Bevölkerung neu mischten, nach dem Pillenknick in den 1970ern, der die Familien im Durchschnitt auf die Hälfte schrumpfen ließ, nach der Durchsetzung der Mediengesellschaft, die die alte Klassenorientierung obsolet machte, spielen Familie und Herkunft kaum noch eine konstitutive Rolle. Jetzt leben in Städten wie Köln in manchen Stadtteilen schon bis zu 75% der Bevölkerung in mobilen Singlehaushalten. Der Stammtisch, die Freunde und der Verein sind zum „Familienersatz“ geworden. Flexible Milieus treten an die Stelle bodenständiger Familien. Wir beobachten heute überall, wie sich Menschen, um ihre soziale Identität zu festigen, an solchen neuen Milieus orientieren. Diese neuen Milieus müssen auch nicht mehr ortsgebunden sein, sondern können sich wie Netzwerke über eine ganze Region spannen. Besonders deutlich lässt sich das anhand der „GastarbeiterInnen“-Generation und ihren Kindern und Enkeln darstellen.

Es gilt hier gleich noch zwei Präzisierungen vorzunehmen. Auch wenn diese Milieus heute nicht mehr unbedingt ortsgebunden sind, gibt es doch immer noch lokale Fixierungen. Dies gilt beispielsweise bei Kindern oder Jugendlichen, die gemeinsam in der Nachbarschaft heranwachsen und diesen Ort folglich als

das erste gewissermaßen natürliche Milieu empfinden – als einen Ort, an den man sich später immer noch gerne erinnert. Die Abbildung zeigt ein solches sozusagen natürliches Milieu, wie es zwischen Kindern gebildet wird und später noch lange eine selbstverständliche Basis gelebter Identität zu bieten vermag. Dieses Milieu ist noch lokal fixiert, allerdings nur für die Personen, die direkt beteiligt sind, und auch nur insofern, als das Handeln spontan in eine bestimmte Szenerie eingebettet wird, die weitgehend traditionsfrei aufgenommen wird .



Abb. 1: Kinder in Berlin-Kreuzberg bilden ein gemeinsames Milieu (Berlin Kreuzberg, Wolfgang Krolow, Galerie argus)

Aus der ersten Präzisierung ergibt sich eine weitere Präzisierung: Im urbanen Zusammenleben haben solche Milieus auch keine universelle Gültigkeit mehr. Niemand bewegt sich ausschließlich in einem einzigen Milieu. Man lebt gleichzeitig in einem rein privaten Lebensraum und in diversen öffentlichen, beruflichen und anderen Milieus. Die meisten Stadtbewohner bewegen sich gleichzeitig in den verschiedensten kleinen Milieus, daneben auch in größeren Milieus bzw. in Milieus, die in formale Systeme wie die Öffentlichkeit, die Firma, Bildungseinrichtungen, Freizeitangebote eingebettet sind. In diesen großformatigen Bezugskontexten gelten andere Orientierungsmuster als in kleineren Milieus. In den kleinen Milieus geht es um die vielen privaten Erlebnisse, die eine Clique oder einen Stammtisch zusammenschweißen. In großen Milieus und in formale Systeme eingebetteten Milieus geht es um die Befriedigung formaler Erwartun-

gen und die Einhaltung entsprechender sozialer Formate, die die gesellschaftliche Existenz sichern.

Vor diesem Hintergrund stellt sich nun noch einmal genauer die Frage, ob sich hier zum Beispiel die „GastarbeiterInnen“-Generation von den Alteingesessenen unterscheidet. Ein Blick auf kleine Milieus alleine reicht nicht aus, um diese Frage beantworten zu können. Es gilt auch, darauf zu achten, wie sich die Menschen in den zentralen gesellschaftlichen Bereich einbringen und welche Rolle sie hier übernehmen. Darüber hinaus muss untersucht werden, welche Formate hier eingehalten werden und ob sich diese zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen grundsätzlich unterscheiden oder nicht.

Die These, die ich hier skizzieren will, lautet, dass sich die „GastarbeiterInnen“-Generation weitgehend an den neuen Milieus orientiert, und sich dabei oft nicht nur der gleichen, sondern sogar der selben Formate wie die Alteingesessenen bedient, dass also beide hier relevanten Bevölkerungsgruppen sich trotz der Vielzahl unterschiedlicher Milieus, in denen sie sich privat bewegen, in den zentralen gesellschaftlichen Bereichen durchaus identischen sozialen Formaten folgen.

Alteingesessen oder nicht spielt heute keine Rolle mehr

Wenn man versucht, deutlich zu machen, dass sich die Einwanderer und die Alteingesessenen in der postmodernen Gesellschaft in ihrem Verhalten kaum unterscheiden und sich längst an den gleichen, ja identischen sozialen Formaten in analogen Milieus orientieren, dann wird man sofort auf eine fundamentale Differenz hingewiesen, nämlich darauf, dass das Verhältnis zu Mobilität unterschiedlich sei: Auf jeden Fall, so wird gesagt, unterscheiden sich doch die Bevölkerungsgruppen danach, ob sie alteingesessen sind oder nicht – und das sei extrem folgenreich.

Selbst wenn man also der „GastarbeiterInnen“-Generation zugesteht, dass sie sich nicht automatisch abschottet, dass die meisten um Integration bemüht sind, so bleibt doch allgemeinen Behauptungen zufolge die Tatsache, dass sie eingewandert sind, eine Migrationsgeschichte hinter sich haben und aus diesen Gründen erst einmal sozial, religiös, kulturell, bildungsmäßig usw. anders seien und sich anpassen, also „ankommen“ müssten. MigrantIn zu sein, so wird gesagt, bedeute aufgrund ihrer Migrationsgeschichte zwangsläufig, ein Problemträger zu sein. Von daher füge sich diese Bevölkerungsgruppe eben nicht automatisch in das urbane Zusammenleben ein.

In traditionellen Gesellschaften mag es zwischen alteingesessenen und mobilen Bevölkerungsgruppen gegebenenfalls beträchtliche Unterschiede gegeben haben, seit der Industrialisierung und vor allem seit den letzten fünfzig Jahren haben sich die Dinge radikal verändert. Moderne Gesellschaften sind heute nicht nur stadtzentriert, sondern basieren auf Großstädten, oft sogar auf *Mega Cities*, Diese Stadtgesellschaften sind durchgängig durch Zuwanderung und Mobilität entstanden (Bukow *et. al* 2001). Und dies gilt weltweit ohne Ausnahme. Man

muss sich nur einmal moderne Biographien anschauen, dann wird man schnell feststellen, dass sowohl die Sesshaftigkeit als auch permanente Mobilität zwei extreme Pole darstellen, zwischen denen sich heute der Großteil der Menschheit bewegt.

Die folgende Übersicht (Bukow 2010: 51) könnte in der Untersuchung der Mobilität hilfreich sein – zum besseren Verständnis sind einige Beispiele angeführt:

- Zumindest Generationen übergreifend standorttreu: Selbst über Generationen standorttreue Industriellenfamilien wie die Siemens oder die Quandts verlassen ihren Standort.
- Zumindest subjektiv standorttreu: Von zuhause weggezogen und mehrfach „endgültig“ umgezogen, auf jeden Fall zwischendurch touristisch global mobil.
- Sequenziell mobil: Als Cafébesitzer im Sommer in Köln und im Winter in Rom – als Schüler in Australien, später *backpacker* in Neuseeland, dann Unternehmer und zwischen Hamburg und einer Hundeschlittenfarm in Whitehorse/ Kanada pendelnd.
- Klassisch migrieren: Als türkischer „GastarbeiterIn“ nach Köln und heute längst Kölner, die sogenannte „GastarbeiterInnen“-Generation.
- Seriell mobil: Als Au-pair in Deutschland, Studium in Paris, Kinderfrau in New York. Generationsübergreifend mobil: mit russisch-jüdischen Eltern nach Köln, als Studentin nach Vancouver, mit der Band nach New York.
- Zirkulär mobil: Wie Mennoniten über Jahrhunderte mobil mit Stationen in Russland, Sibirien, Chile, USA und heute Kanada; innerhalb eines Lebenszyklus als transnationaler MigrantIn unterwegs; als Mensch ohne Papiere oder als Flüchtling seine Existenz sichernd.

Sicherlich ließen sich noch feinere Unterscheidungen vornehmen. Das vorliegende Schema liefert jedoch einen guten Eindruck von der Basis, auf der die Stadtgesellschaft ihr Zusammenleben organisiert. Entscheidend ist hier, dass zum Beispiel die „GastarbeiterInnen“-Generation keine wirklichen Besonderheiten bietet. Sie unterscheidet sich allenfalls dadurch, dass man ausgerechnet ihr bestimmte Instrumente des Zusammenlebens wie z. B. die Staatsbürgerschaft vorenthalten hat und sie „unterschichtet“ hat, wie das schon einer der ersten deutschsprachigen Migrationsforscher, Hoffmann-Nowotny, vor gut 50 Jahren erkannt und kritisiert hat.

Es geht einfach um die Adaption eines passenden Formates

Wenn es richtig ist, dass die meisten Menschen mehr oder weniger mobil sind, so können sie auch nicht mehr auf lokal verankerte Traditionen zurückgreifen. Sie brauchen Orientierungsmuster bzw. Handlungsformate, die flexibel und überall einsetzbar sind. Solche flexiblen Formate stellt die mobile Welt über die neuen Medien und über kosmopolitische Erfahrungen zur Verfügung (Ong 2005: 7 ff.). Die meisten Biographien belegen tatsächlich, dass große Teile der Bevölkerung

nicht nur mehr oder weniger mobil sind, sondern auch, dass die Menschen in ihren biographischen Vorstellungen ohne Rücksicht auf spezifische „Erfahrungs- bzw. Migrationsgeschichten“ zwangsläufig globalen „Formaten“ folgen, die tendenziell weltweit verbreitet sind. Welche Formate im Einzelfall aufgegriffen werden, hat offenbar mit der individuellen Verortung innerhalb der lokalen und der globalen Gesellschaft zu tun und kann auf die Adaption eines passenden Formates reduziert werden.

Ich möchte hier die Biographie von Geschäftsleuten aufgreifen. Geschäftsleute sind in gewisser Weise repräsentativ für das postmoderne Leben. Sie haben seit je das urbane Leben geprägt und waren stets so etwas wie Modernisierungspioniere und zählen heute zu den mobilsten Bevölkerungsgruppen. Zwar wird ihnen im Rahmen der Stadtentwicklung auch von machen kosmopolitisch engagierten KünstlerInnen, MusikerInnen, Medienschaffenden und anderen experimentierfreudigen Bevölkerungsgruppen mitunter der Rang abgelaufen, sie bilden jedoch nach wie vor urbane Kristallisierungspunkte. Dies gilt nun ebenso für die „GastarbeiterInnen“-Generation, wie wir sie beispielsweise in den Kölner Quartieren finden, die einerseits in einer besonderen Weise durch Migration geprägt sind, andererseits oft ökonomisch aktiv geworden sind.



Abb. 2: Greek Town in Toronto



Abb. 3: Köln-Ehrenfeld

Bei der weiteren Debatte möchte ich nicht generell auf die solche Modernisierungspioniere eingehen, sondern mich auf Bevölkerungsgruppen mit Migrationsgeschichte konzentrieren. Abbildung 2 und 3 zeigen einen Ausschnitt aus *Greek Town* in Toronto in Kanada und eine Szene aus Köln-Ehrenfeld. Die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Quartieren bzw. den beiden quartiertypischen Geschäften fallen sofort auf.

Im vorliegenden Fallbeispiel geht es um ein sozio-ökonomisch zentriertes Aufstiegsformat. Es ist nicht nur visuell gut erkennbar inszeniert, sondern lässt sich auch sozialwissenschaftlich – etwa mit Hilfe der Biographieforschung – gut belegen. Genau dieses Format wird übrigens bereits in der oben schon genannten Studie von Aihwa Ong (2007) am Fall asiatischer MigrantInnen in den USA be-

schrieben. Was Ong über die asiatischen MigrantInnen, sagt, das notiert Jerome Krase (im Druck) über die italienischen Einwanderer in New York und das haben wir über die türkischen Einwanderer in Köln fest gehalten. Unsere Befunde sollen hier in ganz knappen Auszügen vorgestellt werden. Sie stammen aus Interviews, die wir mit einem Geschäftsmann, der in der Kölner Keupstraße einen Laden betreibt, geführt haben. Namen und die persönlichen Daten wurden verändert. Alle weiteren Details sind der Arbeit über „Urbanes Zusammenleben“ (Bukow 2010) zu entnehmen. Die Keupstraße, das muss man dazu sagen, wurde lange Zeit als „Parallelgesellschaft“ diskreditiert. Soziologisch betrachtet stellt sie nichts anderes als einen „Ethnic Theme Park“ dar, wie wir ihn aus vielen Ländern kennen. Dieses Phänomen findet sich häufig in amerikanischen und kanadischen Städten, aber ebenso in vielen europäischen Zentren.

„Also mein Vater hat damals *sehr* großen Wert gelegt, dass wir alle studieren. Also die ganze Familie zumindest haben es versucht mit Abitur. Alle haben es geschafft. Aber mit dem Studium – nicht alle haben es geschafft. Ich hab – 1 ½ Jahre war ich an der Uni – hier auch bei euch an der Kölner Uni und dann...Biologie ... Biogenetik war mein Ziel“.

Mit seinem Kollegen Demir entwickelte der Interviewpartner schon in der Schulzeit und vermehrt während des Studiums kommerzielle Interessen.

„Ich war mit Demir zusammen in den gleichen Seminaren, ja auch Vorlesungen parallel. Haben wir [uns] – auch genauso wie die Geschichte hier mit dem Kollegen – immer nebenbei mit Handel...[befasst]. Da hatte ich auch immer was bei mir, [was] ich auch den Lehrern verkauft habe, so Walkmans und kleine Fernseher – immer so Highlight. Das war mein Ziel ... ja – ...irgendwie ist auch daraus das entstanden. In der Telekommunikation – also wir sind fast die harten Türken sozusagen, die ... diese Dienstleistungen auch an den Markt gebracht haben, [wir] sind auch relativ erfolgreich. Am Anfang aber mangels *background* [waren wir nicht sehr erfolgreich]. Aber wir haben uns ... gefangen.“

Der Interviewpartner versucht einen „Abweg“ zu rechtfertigen und hebt dabei darauf ab, dass man seine Einstellung wohl mit seiner türkischen Herkunft in Verbindung könnte. Diese Deutung hält er aber für falsch. Er sei ganz im Gegenteil in ökonomischer Hinsicht unbedarf gewesen und habe „Lehrgeld“ zahlen müssen, denn er brach sein Studium ab und konzentrierte sich voll auf sein Geschäft. Fast gegen den Willen des Vaters baute der Interviewpartner zusammen mit seinen Geschwistern ein Netz von Telefonläden auf – und ließ sich sogar von seinem ehemaligen Universitätsdozenten dabei beraten.

„Ja parallel also ... ich hab zum Beispiel sehr sehr lange recherchiert bevor ich mein Studium abgebrochen hab: Will ich Gewerbe weiter laufen (lassen) oder also oder mein Studium weitermachen. Da hab' ich immer mit meinem Prof. zusammengesessen... und mich auch richtig beraten lassen. Und die haben mir wirklich sehr gute ... wegweisende ... Empfehlungen gegeben, worauf ich mich dann auch entschieden habe.“

Trotz der etwas komplizierten Interviewsituation – das Gespräch wurde mehrfach von Kunden unterbrochen und zwischendurch kam noch ein Kollege des Gesprächspartners hinzu – wird die Grundstruktur deutlich.

Was die Basis des alltäglichen Arrangements ausmacht

Die praktische Alltagsorganisation – der Aufbau einer Telefonshop-Kette – und die dargebotenen Deutungen in der biographischen Erzählung fügen sich nahtlos zu einem sozio-ökonomisch zentrierten Aufstiegsformat zusammen. So entsteht der Eindruck einer dichten und wohlorganisierten Existenzweise mit den Merkmalen flexibel, modern, kommunikativ, erfolgreich – also eine ganz „normale“ Erfolgsstory von jemandem, der sich in der Keupstraße betätigt. Das Format wird allerdings flexibel entwickelt. Fehlschläge und Probleme im Aufstieg werden nicht verschwiegen; sie unterstreichen, dass der Weg nicht einfach war und dass dies insbesondere auch damit zu tun hat, dass man von der „GastarbeiterInnen“-Generation abstammt, der nichts geschenkt wurde.

Im Mittelpunkt der Erfolgsgeschichte steht die Beteiligung am Bildungssystem. Die Eltern haben den Interviewpartner motiviert, die Geschwister haben ihn tatkräftig unterstützt und das Erziehungs- und Bildungssystem hat ihn formal zur Leistung motiviert, indem die spezifischen Kompetenzen des Schülers ernst genommen und gefördert wurden. Weitere formale Systeme werden als wichtige Stationen benannt: Zunächst spielt die Universität eine wichtige Rolle, allerdings nicht in der erwarteten Weise, weil erst der Studiengang gewechselt und dann das Studium überhaupt abgebrochen wird, sondern eher in einer Art sekundären Anpassung, indem Mitglieder des Lehrkörpers zu Karriereberatern „mutieren“. Das ökonomische System bietet schließlich den notwendigen Handlungsrahmen, um die Leistung „realkapitalistisch“ zu definieren. Die Existenz erscheint strukturell fundiert.

Daneben spielt auch das Alltagswissen eine wichtige Rolle. Es macht mit attraktiven sozialen Formaten vertraut und vermittelt, dass die individuelle Verortung in der Gesellschaft nur über eine karrierezentrierte biographische Orientierung gelingt. Nebenbei klingen wie oben auch Konfliktlagen an, die mit der spezifischen Herkunft aus der „GastarbeiterInnen“-Generation zu tun haben, mit Diskriminierungserfahrungen, mit der Fixierung auf die Unterschicht oder mit Problemen, sich in der deutschen Sprache elaboriert äußern zu können.

Die wenn auch oft nur halbherzig zur Verfügung gestellten Leistungen der formalen Systeme und ein mühsam selbst beschafftes Alltagswissen sind hier die entscheidenden Komponenten eines erfolgreichen gesellschaftlichen Arrangements. Es sind genau die Komponenten, die im Grunde überall in der Postmoderne gefragt sind, die also „glokal“ zur Verfügungen stehen müssen, wenn die Biographie „funktionieren“ soll. Nicht zuletzt deshalb fordern Steven Vertovec (2009a, 2009b), Regina Römhild (2010) und Sabine Hess *et al.* (2009) nicht nur eine Anpassung an einen längst neu gemischten und veralltäglichten „superdiversen“ Alltag, sondern speziell eine Neuausrichtung der formalen Systeme und die Förderung der sozialen Vernetzung, um diesen „Kosmopolitismus von unten“ (Beck – Grand 2007) weiter zu entwickeln.

Wie sich die Dinge biographisch zusammenfügen

Bei einem differenzierteren Blick auf die oben angeführten biographischen Auszüge zeigt sich, dass die individuellen Arrangements in dreifacher Hinsicht ausgearbeitet werden. Dies geschieht zunächst mit Rücksicht auf die Interviewsituation. Diese Strategie ist keineswegs spontan, sondern basiert auf dem Erfahrungsmuster:

- Die Lebensstation wird sehr sorgfältig alltagspraktisch zusammengefügt, entsprechend symbolisch unterstrichen und schließlich biographisch zugespitzt.
- Insoweit Lücken drohen, werden sie alsbald ausführlich biographisch ergänzt durch
 - vertiefende Erzählungen und Hinweise (wir haben „noch mehr“ Läden),
 - praktische Erklärungen (das ist nichts „Türkisches“),
 - kontextorientierte Zusatzinformationen („mein Haus in Köln-Dellbrück“).
- Das präsentierte Format wird aber nicht nur einfach bzw. bedarfsweise weiter ausgefüllt aufgefüllt, sondern zu einer Legitimationslegende ausgebaut und zu einer repräsentablen Lebensweise stilisiert, indem es
 - apologetisch, d. h. sich verteidigend gegen provinzielle Missgunst und erlebte Unrechtserfahrungen gerichtet wird;
 - polemisch, d. h. kämpferisch zum Ausweis eigener Globalität genutzt wird.

Das dabei erzeugte Bild signalisiert einerseits völlige Normalität. Abgesehen von den üblichen Schwierigkeiten ist der Interviewpartner schließlich erfolgreich an seinem Ziel angekommen. Die Biographie weist keine dunklen Stellen oder Machenschaften auf. Anderseits ist der Interviewpartner stolz auf seine Leistungen; sein Traum vom besseren Leben hat sich erfüllt. Dosierte Kritik wird in „Subtexten“ versteckt. Dabei handelt es sich einerseits um das wenig sensible und eher hinderliche Bildungssystem, das nur Dank der „Sturheit“ der Eltern gemeistert werden konnte. Sie betrifft in gewisser Weise auch den Hochschullehrer, der zwar sehr geholfen hat, sich diese Hilfe jedoch durch Gefälligkeiten bezahlen ließ. Schließlich werden Neider aus dem autochthonen Lager kritisiert, die nicht wahr haben wollen, dass auch die Kinder der „GastarbeiterInnen“-Generation ihren Weg erfolgreich gehen können. Letztlich enthalten diese Subtexte stets die gleiche Botschaft: Wenn sich eine Gesellschaft besser auf die Diversität ihrer Bevölkerung einstellen würde, wären noch viel mehr Menschen erfolgreich.

Schlussfolgerung

Die fortschreitende Mobilität scheint unumkehrbar und bestimmt zunehmend die Entwicklung der Gesellschaft. Die hier involvierten Bevölkerungsgruppen – die längst nicht mehr „alteingesessenen Alteingesessenen“ und die längst nicht mehr ein für allemal eingewanderten Einwanderer – suchen alle nach geeigneten

Formaten, um dieser Entwicklung gerecht zu werden. Viele stellen sich diesen Herausforderungen sehr erfolgreich und werden auf diese Weise zu Pionieren einer kosmopolitischen Stadtgesellschaft. Oft entstehen dabei neue, global vernetzte Milieus, die das ermöglichen, was in traditionellen Gesellschaften einst die Familie, die soziale Bezugsgruppe, die Klasse oder andere Institutionen leisteten.

Den wenigen, die noch auf die überkommenen lokalen Strukturen fixiert sind, zumal wenn sie ihre Ansprüche noch von dort ableiten, fällt es offenbar schwer, diese Veränderungen ernst zu nehmen und sich neu zu arrangieren. Damit ist nicht nur so etwas wie eine interkulturelle Öffnung gemeint, sondern auch die Bereitschaft, sich auf die zunehmende Mobilität und die damit verknüpfte Diversität einzustellen und dazu beizutragen, dass sich die Gesellschaft insgesamt diesen Veränderungen strukturell öffnet und sie sich zu eigen macht (sie „strukturell assimiliert“). In jenen Bereichen, in denen man sich die Mobilität und damit auch die zunehmende Diversität zu Eigen gemacht hat, zeigen sich, wie neue Studien über Frankfurt, Berlin oder Köln belegen, schnell Erfolge. Umgekehrt gilt aber auch: Problematisch wird es, wenn die (Lokal-) Gesellschaft die strukturelle Assimilation teilweise oder ganz verweigert und stattdessen weiter Sesshaftigkeit beschwört, auf ihrem überkommenen monokulturellen wie monolingualen Habitus beharrt und jede Veränderung diskreditiert.

Generell kann man daraus im Hinblick auf die Stadtentwicklung folgern, dass es ganz entscheidend darauf ankommt, die formalen Strukturen, die die Realität einer Stadt ausmachen, auf die zunehmende Mobilität und Diversität des Alltags einzustellen. Je eindeutiger in diese Richtung gearbeitet wird, umso erfolgreicher können sich die Menschen in der Stadt arrangieren und auch diejenigen eine Chance erhalten, die nicht über die Fähigkeit von Modernisierungspionieren verfügen. Dann muss man freilich Mobilität und Diversität als die alles entscheidende Basismerkmale einer Gesellschaft definieren, was Städte wie Toronto vorgeführt haben. So wird Diversität zur Grundlage jeglicher Integration. Wenn man den Arbeitsmarkt und das Bildungssystem, die Dienstleistungseinrichtungen und die Infrastruktur, die politische Öffentlichkeit und die Medien entsprechend neu ausrichtet, so wird man damit nicht nur der zunehmenden Mobilität der Bevölkerung gerecht, sondern man schafft zugleich auch Spielraum für neue Mischungen von Globalität und Lokalität, in denen jeder einen Platz in der urbanen Wirklichkeit findet.

Bibliographie

- Beck, U. – Grande, E. (Hrsg.). 2007. *Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bukow, W.-D. 2001. *Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag*. Opladen: Leske und Budrich.

- Bukow, W.-D. 2010. *Urbanes Zusammenleben. Zum Umgang mit Migration und Mobilität in einer europäischen Stadtgesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hess, S. – Binder, J. – Moser, J. 2009. *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld: transcript.
- Krase, J. (im Druck). Ethnic Crossroads: Visualizing Urban Narratives. In C. Allemann-Ghionda – W.-D. Bukow (Hrsg.). *Orte der Diversität: Formate, Arrangements und Inszenierungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ong, A. 2005. *Flexible Staatsbürgerschaften. Die kulturelle Logik von Transnationalität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Römhild, R. 2010. Global Heimat. Alltag junger Migrantinnen in der Einwanderungsgesellschaft. In *Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. IBA-Büro: Die anderen Städte. IBA-Stadtumbau 2010*. Dessau: Edition Bauhaus (29), 62–72.
- Vertovec, St. 2009a. *Transnationalism*. London – New York: Routledge.
- Vertovec, St. 2009b. *Conceiving and Researching Diversity*. Göttingen: Max Planck Institute for the Study of Religious and Ethnic Diversity (MMG Working Paper, 09-01).

